

Wilhelm, König von Bern : zum 50. Todestag von "Dr.Bäri", am 30. März 1891

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Insel Malta im Mittelmeer

In der Mitte des Mittelmeeres, zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste, gleichweit entfernt von Gibraltar wie von Port Said am Suezkanal, diesen beiden Schlüsselpunkten des Seeverkehrs, ist Malta einer der Hauptpfeiler britischer Herrschaft. Durch die von Kanonen starrenden Seefestungen Gibraltar, Port Said und durch das zentrale Malta ist es England möglich ohne eigentliches koloniales Hinterland und ohne große Truppenmacht die wichtige Verkehrsstraße des Mittelmeeres, den Seeweg nach Indien, fest in der Hand zu halten.

Wie Gibraltar so ist auch Malta zu einer nach menschlichem Ermessen uneinnehmbaren Festung gemacht worden. Von Natur besonders begünstigt, durch die tiefen, reichlich eingeschnittenen, fjordähnlichen Buchten, welche durch steil aufragende Felsterrassen flankiert sind, ist Malta und besonders seine Hauptstadt La Valetta ein Kriegshafen von allererster Bedeutung. Er ist das tägliche Ziel der italienischen und deutschen Bombenangriffe.

La Valetta wurde im Jahre 1566 unter dem Großmeister des Johanniterordens Jean de la Valetta befestigt und nach ihm benannt. Es liegt an der Nordküste der Insel auf einer felsigen Landzunge zwischen reichgegliederten Buchten mit ausgezeichneten natürlichen Häfen (Marfa Muscetto und Grand Harbour). La Valetta ist Großbritanniens Hauptflottenstützpunkt im Mittelmeer. Hier befinden sich ein höchst bedeutendes Marinearsenal, ein Marinehospital und zahlreiche Kasernenanlagen. Die großen Reparaturdocks sollen aber durch die unablässigen Fliegerangriffe der letzten Wochen bereits unbrauchbar geworden sein.

Malta ist sehr dicht bevölkert. La Valetta selbst zählt 48,000 Einwohner. Die Sprache der Bevölkerung ist nicht etwa italienisch, wie man wegen der Nähe Siziliens leicht annehmen könnte (Entfernung von Sizilien ca. 90 km, von der afrikanischen Küste ca. 350 km), sondern eine Art arabisch, von dem behauptet wird, daß sich darin noch viele Überreste einer uralten Mittelmeerprache, die etwa dem phönizischen oder aramäischen gleichzusetzen wäre, erhalten hätte. Die offizielle Umgangssprache ist englisch.

Eigenartige Bauten von sonst nirgends bekannten Ausmaßen geben davon Kunde, daß Malta bereits in frühvor-

geschichtlicher Zeit, als der Mensch nur erst Steinwerkzeuge kannte, eine kulturelle Blütezeit erlebt hat. Schon drei Jahrtausende vor Christi Geburt muß es ein Zentrum seebeherrschender Mittelmeerkultur gewesen sein. Gewisse Bauten, die mit der frühgriechischen oder frühkretischen Kultur einige Verwandtschaft zeigen, sind Zeugnisse eines hohen kulturellen Lebens, zu einer Zeit, da im übrigen Europa der Steinzeitmensch noch in Höhlen haufte. Um das Jahr 1000 v. Chr., als die Phönizier als kühne Seefahrer die Gestade des Mittelmeeres bis nach Spanien beherrschten, stand Malta unter phönizischem Einfluß, später unter dem des reichen, benachbarten Karthago. 242 v. Chr. gelang es den Römern die Insel zu erobern und länger als 1000 Jahre blieb sie nun im Besitze Roms, bis die römische Herrschaft im Jahre 870 durch diejenige der Araber abgelöst wurde. Um das Jahr 1100 wurde Malta von Normannen besetzt und ihrem sizilianischen Reiche eingegliedert. So blieb es unter wechselnder sizilianischer Herrschaft, bis im Jahre 1530 Kaiser Karl V. Malta den aus Rhodos vertriebenen Johanniter-Rittern übergab, die hier ihr geistliches und weltliches Zentrum aufrichteten und im Kampf gegen die Türken von hier aus Großes leisteten. Seit jener Zeit haben die Johanniter-Ritter den Namen Malteser-Ritter angenommen. Der Herrschaft der Malteser-Ritter bereitete Napoleon im Jahre 1798 ein Ende. Die Insel mußte an die Franzosen abgetreten werden, denen sie die Engländer im Jahre 1800 wegnahmen. Seit dieser Zeit ist Malta englisch. Heute ist es, wie bereits erwähnt, das Hauptquartier der englischen Mittelmeerflotte, ein höchst wichtiges Kohlen-, Öl-, Munitions- und Proviantdepot für die britischen Handels- und Kriegsschiffe. Die enorme Stärke seiner Festungswerke lassen es uneinnehmbar erscheinen; aber die unablässigen italienisch-deutschen Kampffliegerangriffe haben seine Bedeutung soweit herabgesetzt, daß es als Flottenstützpunkt heute nur mehr bedingten Wert hat. Außerdem ist ihm in seestrategischer Hinsicht ein gefährlicher Konkurrent in der seit einigen Jahren stark befestigten italienischen Insel Pantelleria erwachsen, die an engster Stelle des Mittelmeeres, mitten zwischen der Küste von Tunisien und von Sizilien, den Seeweg kontrolliert. Voraussichtlich werden um Malta noch entscheidende Kämpfe zu erwarten sein. S.

Wilhelm, König von Bern

Zum 50. Todestag von „Dr. Bäre“, am 30. März 1891

Es gab in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wohl kaum einen Stadtberner, der diesen sonderbaren Rauz nicht persönlich oder doch wenigstens vom Hörensagen gekannt hätte. Er war der stadtbernerische Eulenspiegel, bei allem Volke bekannt durch seine guten und mehr noch durch seine schlechten Witze, weshalb die Kunde von seinem gewaltigen Tode — Dr. Bäre nahm sich in Brugg durch Erschießen das Leben — zuerst wenig Glauben fand, weil man allgemein annahm, die Nachricht von seinem Tode sei ein neuer Witz, und der Tote werde bei Gelegenheit wieder aus irgend einem Winkel hervorzufriechen und die guten Berner über den neuen Reinfall tüchtig auslachen. Doch die Kunde bewahrheitete sich, und Alt und Jung hatte im Anfang Mühe, sich eine der typischsten Persönlichkeiten aus dem Stadtbild von Bern hinwegzudenken.

Einem guten, altbürgerlichen Bernerhaufe entstammend — einer seiner Brüder amtierte als Notar in Dakland, Kalifornien, ein anderer war ein bekannter Pfarrer irgendwo im Bernerland — war Willy schon in früher Jugend ein ganz absonderlicher Knabe, recht eigentlich der Kobold des Hauses, der durch seine losen Streiche und Lumpenstücklein seine Eltern, Geschwister, Verwandten und Bekannten manchmal fast aus dem Häuschen brachte. Und wie es vor 50 und mehr Jahren auch in sog. besseren Familien Mode war, wollten Eltern und Erzieher des jungen „Bäre“ dessen Teufelschen mit Körperstrafen aus ihm herausprügeln. Allein diese erreichten gerade das Gegenteil von dem, was man erhoffte, und da man ihm wenig oder keine Liebe entgegenbrachte und Willy für Haus und Umgebung das ausgemachte und fertige „enfant terrible“ war und blieb, so sann

er, der im Grunde ein sehr liebebedürftiges Herz besaß, stets fort auf neue lose Streiche, die er später zum Teil in einer von ihm herausgegebenen Schrift niedergelegt hat.

Eltern und Verwandte waren froh, als der „Säubub“ nach vollendeter Schulzeit sein Ränzeli schnürte und einige Jahre im Ausland verbrachte und dort sogar unters Militär ging. Doch das Heimweh trieb ihn bald wieder in sein geliebtes Bern zurück, wo ihn die Not arbeiten lehrte. Er wurde Journalist, führte eine gute, manchmal zu spitze Feder, so daß er auch in diesem Beruf recht unliebame Erfahrungen machen mußte. In einem sporadisch erscheinenden, humoristisch-satirischen Blättchen, betitelt „Dr. Bären“, trat er gegen Personen, denen er nicht grün war, oft in beleidigender Weise auf, ließ sich von augenblicklichen Eindrücken leiten und verleiten, und so geriet er, ohne es zu wollen, oft mit ehrbaren Leuten, die dem öffentlichen Leben durchaus fern standen, in Streit und Hader, und zerkaufte sie nach Noten. Das Blättlein ging dann wieder ein, aber der Name „Dr. Bären“ ist dem Herausgeber bis an sein Lebensende geblieben. „Zur Erinnerung an die feistliche Einweihung der Kirchenfeldbrücke“ ist eine andere Schrift, die Dr. Bären im September 1883 herausgab. Bezeichnenderweise steht darin aber auch nicht ein Wort über die Brücke selbst, sondern es ist eine Zusammenstellung über die Entstehung und Entwicklung der Stadt Bern, weil, wie er am Schlusse der Schrift sagt, er mit einer weitern Geschichte der Kirchenfeldbrücke dem Publikum nicht lästig fallen und dem Festkomitee in dieser Hinsicht keine Konkurrenz machen wollte. Das gute Herz von Dr. Bären zeigt sich auch hier, indem er das Schriftchen durch Schulbuben vertreiben und den Reingewinn der Ferienversorgung armer Primarschüler zukommen ließ. Dem Eidg. Schützenfest, das im Jahre 1885 in Bern abgehalten wurde, widmete Dr. Bären ebenfalls einige originelle Aufsätze. Er bezeichnet dasselbe als das größte und schönste Nationalfest, Wilhelm Tell als eigentlichen Nationalheiligen und die Festhalle ist für ihn der wahre Nationaltempel. Eine besondere Lanze bricht er in dieser Schrift für die gefährdeten Zeiger und — die Kellnerinnen. Für die erstern zeichnete er persönlich Fr. 25.—, und das Wohl der vielgeplagten Serviertöchter legte er dem festbesuchenden Publikum mit folgenden Worten ans Herz: „Am Fest, Ihr liebe Lüt, syt fröhlich, syt lustig, das gehört derzue u Dir dörrfet u so ame Jümpferli es Gspähli säge, es wird mitlache, aber schwäget eso, daß es d'Trou, daß es d'Schwöstere daheime ghöre dörrfte. Dir wärdet de nid wenig derzue bytrage, d'Feststimmig z'hebe und ihre, i möchti säge, so ne rächt e solänne Charakter z'gä. Dir heit also ghört, hei-n-Gch die fründliche Chällnerinne guet u flingg järviert, so vergäffet se de nid, es thuet ne o wohl, un öb Dir de es Fränkli schließlich meh bruchet, so heit Der de doch ds Bewußtst, öpperem öppis Guets tha z'hal ...“

Von losen Streichen, die Dr. Bären verübte, erzählt man sich beinahe so viele, wie von Till Eulenspiegel, nur mit dem Unterschied, daß Bärens Stücklein auf Wahrheit beruhen, so unwahr sie auch scheinen mögen: Eine seiner Tanten, die er gerne beerbt hätte, wollte nicht sterben, und ihm auch bei Lebzeiten nicht unter die Arme greifen. Um sie zu ärgern, ging er an einem Neujahrmorgen zu einem bekannten Schreiner, schnitt ein möglichst betrübtes Gesicht und meldete ihm allen Ernstes, seine Tante sei letzte Nacht gestorben und der Schreiner möchte doch hingehen und das Maß zu ihrem Sarge nehmen. Nichtsahnend führte dieser den Auftrag aus und traf natürlich die nicht sterbende wollende Tante in voller Gesundheit an.

Ein andermal ließ Dr. Bären in einer vielgelesenen Bernerzeitung ein Inserat erscheinen, in welchem in großer Aufmachung mitgeteilt wurde, morgen würden die Mägen im Bärengraben geschoren und die Berner sollten sich doch ja diese seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen. Natürlich fanden sich die Gmündrigen in Masse am Bärengraben ein, mußten aber bald vernehmen, daß am betreffenden Tage der 1. April war und sie durch ein „Bärenstücklein“ zum Narren gehalten worden waren.

Auf sein Kinderwägelin soll Dr. Bären die Worte haben malen lassen: „D'Lüt sy Chlie“, und sein Portrait gab er als einen Kopf heraus, wie er auf Fünffrankenstücken zu sehen war, mit der Umschrift am Rande: „Wilhelm König von Bern 1883.“ Mit diesen Worten soll er sich einmal irgendwo am Bodensee einem deutschen Fürsten vorgestellt haben, der natürlich nicht wenig erstaunt war, daß das demokratische Bern einen leibhaftigen König besitze.

Sein letzter „Witz“ war der, als er sich an einer von dem bekannten Arbeitersekretär Dr. Waffiliess zusammenberufenen Kellnerinnenversammlung in eine solche verkleidete und ebenfalls daran teilnahm. Darüber las man in einer Berner Zeitung u. a.: „An dieser Versammlung, die am Mittwochabend (4. März 1891) stattfand, nahmen etwa 40 Kellnerinnen teil, alte und junge, schöne und häßliche, und mit besonderem Vergnügen mag Herr Waffiliess wahrgenommen haben, daß auch eine in landesübliches Kostüm gekleidete flotte, wenn auch nicht gerade hübsche Bernerin erschienen war, also eine Vertreterin des den sozialistischen Bestrebungen nicht gerade günstig gesinnten ländlichen Elements. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er die Misere der dienenden Klassen lebhaft geschildert und die Vorzüge genossenschaftlicher Vereine auseinandergesetzt haben soll. Als er fertig war, und vermutlich mit dem eigentlichen Geschäft beginnen wollte, ergriff oben erwähnte Bernerin das Wort und bemerkte, sie finde nicht viel Neues in dem von Herrn Dr. Waffiliess Vorgebrachten und glaube nicht, daß dasselbe genüge, um die Bildung eines besonderen Vereins zu motivieren. Rednerin habe bloß sagen wollen und sei deswegen in dem Kostüm erschienen, denn — setzte sie nun mit tiefer männlicher Stimme hinzu — „dem Dr. Bären hätte man sonst den Eintritt verweigert!“ Gewaltige Bewegung unter den Anwesenden, zunächst unter den Kellnerinnen, welche sich fast die Hüften ausrenkten, um zu sehen, ob denn wirklich die bekannte Persönlichkeit in der Bernerin stecke, aber auch beim Vorsitzenden, welcher, anstatt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, Dr. Bären aufforderte, den Saal zu verlassen. Aber nun widersetzten sich die Kellnerinnen dieser Hinausweisung, weil Dr. Bären schon seit Jahren für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klasse eingetreten sei. Da blieb Herrn Waffiliess nichts übrig, als für dieses Mal abzubrechen, und die Versammlung löste sich unter großer Heiterkeit auf.“

So wären noch eine Menge „Stücklein“ von Dr. Bären zu erzählen, aber es waren nicht alle so harmlos, obwohl er stets eine Mehrzahl als Lacher auf seiner Seite hatte.

Wo es galt, Not und Elend zu lindern, da gab er oft seinen letzten Bagen und sogar eigene notwendige Kleider her, auch wenn er mit den Seinen selber in Not war und oft nicht wußte, wie und wo er das zum Leben Notwendige hernehmen sollte. Viele, denen Unrecht geschah, besaßen in dem reddegewandten Dr. Bären einen vortrefflichen Verteidiger, dem sie übers Grab hinaus warmen Dank schuldeten. Aber, wie schon angedeutet, handelte er auch im Gutestun vielfach unüberlegt und mit Überstürzung, so daß er oft gegen seinen Willen mehr verdarb, als er Gutes leistete, denn es ging ihm, wie man etwa sagt, stets das Herz mit dem Verstand durch. Ein ganz unentwirrbarer Charakter war Dr. Bären, bei vielen ebenso beliebt wie bei andern gefürchtet und verhaßt wegen seines losen „Mauls“, dem er, besonders in angeheiterter Stimmung, keine Zügel anlegte. Trotz viel Not, Entbehrungen und Krankheit — er litt an Epilepsie — liebte Bären das Leben, und so ist sein gewaltfamer Tod nur als Folge seines zerrütteten Geisteszustandes zu erklären.

Das „Berner Tagblatt“ schrieb zum Tode von Dr. Bären, „daß der Mann in seinem Leben viele bitter gekränkt habe“, fügt jedoch auch hinzu, daß angeblickt eines solchen Ausganges auch der Groll verschwinden müsse. — „Ja, Dr. Bären hat manchen zopfbürgerlichen Aristokraten und geizigen Geldprohen mit seiner satirischen Zange gezwickt, aber ganz Unrecht hat er selten jemanden getan. — Die Erde sei ihm leicht, dem alten „lustigen Rat“ der Stadt Bern.“